

Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und das Fatale ist, daß man sich eigentlich immer den Kopf zerbricht, was denn eigentlich los ist. Da lernt ein prächtiger Mensch die Schwester seines studentischen Freundes kennen und lieben, aber weil durch ein „duftiges Briefchen“ (wörtlich!) herauskommt, daß er bisher ein Techtelmechtel mit einer kleinen Schauspielerin hatte, muß er das Haus verlassen, wird er wie ein Pestkranker gemieden, wirft sich ihm der Freund mit dem Gewehr in der Hand entgegen — kurz, wird beinahe ein Welt- und Glücksuntergang inszeniert. Das ist keine Tragik mehr, sondern Unsinn und Narrheit. Konflikte, die nur auf der Grundlage engherziger Spiehermoral möglich sind, sind keine dichterischen Konflikte mehr, und der Erzähler, der sie mit blutigem Ernst behandelt, richtet sich selber. Zwei Seelen wohnen, ach!, in J. C. Heers Brust. Er ist ursprünglich der biedere, ehrenwerte Eidgenossenschaftler mit der beengten Bürgertugend und dem Philisterzöpfschen, der schon aus seinem stark entwickelten Gemeinwesen ein gar gewaltigen Respekt vor geordneten Verhältnissen, „gottgewollten Abhängigkeiten“ und städtischer und staatlicher Rangordnung hat. Seine Gestalten lassen sich von den Grundsätzen einer etwas angesäuerten Moral, noch mehr aber von der Frage leiten: Was sagt der Nachbar, was sagt die Stadt dazu? Und ohne Zweifel ist J. C. Heer an Moral, Bravheit

und ängstlicher Rücksicht auf die bürgerliche Meinung seinen Gestalten konform. Aber daneben hat er auch eine unbürgerliche Mitgift: nämlich eine wild herumfuhrwerkende Phantasie, die ihn erst zum Schriftsteller gemacht, ihn dann zur Luftschiffahrt getrieben hat, und die, da sie in seinem moralisch-bürgerlichen Milieu keinen Ausweg fand, wild geworden ist und sich nun erzählerisch austobt. Die Probleme und Motive formt der schätzenswerte Bürger; in die Ausführung mischt sich der „verhinderte“ Romantiker und abenteuerliche Phantast hinein. Er schwelgt in Sensationszügen und Knalleffekten, in romantischen Episoden und geschwellenem Pathos. Er hat die Schreckensfahrt des Ballons „St. Jakob“ geschrieben, er hat die Erscheinung der reinen Berthe beschworen, er hat die grausliche Schrotschußmoralität in der zweiten Novelle auf dem Gewissen, und er ist an den Ausrufungszeichen und den fabelhaften Romanphrasen des Stiles schuld. Vielleicht hätte er in der dritten und einzig debattierbaren Novelle des Buches die Heidelberger Professorentochter und den Bergführer auch zusammengebracht, aber da stuzte der Bürger, und die beiden Leutchen heirateten sich doch nicht. Die Begründung stammt auch hier wieder aus einer papiernen oder aus einer jammervoll philiströsen Welt. Velhagen & Klasing's Monatshefte.

Karl Busse

Bücherschau

Nahida Lazarus: Ein deutscher Professor in der Schweiz. Berlin, Dümmler, 1910. 201 S. Mk. 3. 50, geb. 4. 70.

Nahida Kemp, früher Verfasserin von

„Sizilianischen Novellen“ und von Schriften zur Kulturgeschichte des Judentums, ward 1895 die Gattin des als Siebziger verwitweten Moritz Lazarus; sie hat nach

seinem Tode (1903) seine „Lebenserinnerungen“ herausgegeben (1906). Heute bietet sie uns einen Ausschnitt aus diesem langen und reichen Leben: die Schweizer Jahre 1860 bis 1866, und die spätern Beziehungen zur Schweiz, alles auf Grund vorhandener Aufzeichnungen und einer Menge von Briefen, die teilweise mit abgedruckt sind. „Gesammelte Briefe von und an Lazarus“, insbesondere wiederum aus der Schweizer Zeit, sollen demnächst erscheinen.

Lazarus kam, besonders auf Betreiben Ribbeds und Hildebrands, mit 37 Jahren 1860 als Honorarprofessor nach Bern und erhielt hier 1862 eine Professur für „Psychologie und Völkerpsychologie“. Er nannte noch als Greis die Berner Zeit den Lichtpunkt seiner Erinnerungen und bezeichnete in seiner Lebensbeschreibung den Tag, da er — bereits Dekan der philosophischen Fakultät — zum Rektor der Hochschule gewählt ward, als den schönsten, den wenig spätern, da er Bern am 500jährigen Jubelfeste der Universität Wien vertrat, als den glänzendsten seines Lebens. Man kam in jener Kampfzeit der Berner Hochschule dem Vertreter einer liberalen Philosophie, dem begeisterten Jugendfreund und ausgezeichneten Redner, dem trefflichen Gesellschafter und glänzenden Gastgeber in jeder Weise entgegen, und er vergalt diese Freundlichkeit durch eine große, auch in der Fremde nicht erkaltende Liebe zu Land und Volk, die denn auch in diesen Aufzeichnungen und Briefen einen Glanz auf unsere Heimat wirft, womit wir Schweizer wohl zufrieden sein können. Von den Kollegen standen ihm die beiden Studer, der Geologe Bernhard und der Theologe Gottlieb, ferner Karl Hagen, Ludwig Tobler, Karl Hebler besonders nahe; Walther Munzinger zog ihn noch nach seinem Abgang für den Schmuck zweier Nischen am Äußern des

neuen Museums, später Gesellschaftshauses (sie stehen freilich heute noch leer) zu Rate. Außerdem verkehrte er mit dem Gotthelfbiographen Karl Manuel, mit Karl von Steiger in Kirchdorf, mit den Politikern Schenk und Kummer, und führte gelegentlich die zu seiner Vorlesung erschienenen Studenten aus der Hochschule in den Nationalratsaal, wo Stämpfli und Dubs über die Rechte der Schweiz auf Nord- und Ostsee ihre großen Reden hielten. In Solothurn traf er den Schriftsteller Alfred Hartmann und seine „Töpfergesellen“, in Aarau Augustin Keller und die Dichter Dörschel und Scheffel; in Zürich, wohin ihn Lübbe bleibend zu ziehen suchte, befreundete er sich mit Biermer, mit Schweizer-Sidler und freute sich der dortigen reichlichen Geselligkeit, in der Burlian und F. Th. Bischer die wetteifernden Tafelredner waren. Mit Dichtern und Musikern — Klara Schumann und ihren Töchtern, Stockhausen u. a. — traf er wiederholt zum Aufenthalt auf der Rigi zusammen und las dort in der sogenannten „Wildnis“, der „Rigigemeinde“, Fritz Reuters „Stromlied“ vor, woran sich auch die unter uns lebende Tochter Schumanns noch gern erinnert. Am Eidgenössischen Sängerkongress in Bern sah er Gottfried Keller, in Mariafeld bei Zürich später C. F. Meyer und weiß von jedem etwas Bezeichnendes zu berichten. Aber die Heimat und persönliche Umstände riefen ihn nach Berlin zurück, wo er in der Folge an der Kriegsakademie und an der Universität wirkte. In Bern trägt seinen Namen der für Arbeiten aus dem Gebiete der Ethik, Pädagogik oder Psychologie ausgesetzte „Lazaruspreis“; dessen Grundstock bildet ein Semestergehalt, das ihm für eine im Urlaub zugebrachte Zeit ausbezahlt worden war und das die Regierung nicht zurücknehmen wollte. Gute alte Zeit!

Wohlthuend berührt an der damaligen schweizerischen Umgebung des Menschen und Gelehrten Lazarus die Abwesenheit jedes Antisemitismus und jedes Chauvinismus. Seine Berner Zuhörer wußten, wie einer von ihnen ein Menschenalter später in einem mitgeteilten Briefe bezeugt, bei ihnen über konfessionelle Einseitigkeit hinaus aufs allgemein Menschliche gerichteten Studien kaum davon, daß ihr gefeierter Lehrer Jude sei; jetzt hat eine Einseitigkeit die andere wieder hervorgerufen. Er selbst spricht in Briefen unbefangen von dem Beruf des philosophischen Missionars, den er ausübe, und womit er zugleich seiner germanischen Natur und dem prophetischen Gebot an seine „Urväter aus dem Orient“, Jesajas 42, als „Licht der Heiden“ genüge. Als Lazarus am Wiener Jubiläum die schweizerischen Hochschulen (welschschweizerische gab es damals noch nicht) als „deutsche“ bezeichnete, rechtfertigte der Berner „Bund“ diesen offenbar mehrfach beanstandeten Ausdruck damit, daß tatsächlich unsere Universitäten mehr von deutschem Wissen und deutschem Fleiß, als von schweizerischem Geiste beseelt seien. Das hier leise beklagte Verhältnis zwischen „deutsch“ und „schweizerisch“ an unsern Hochschulen hat sich seither, wenigstens in bezug auf die Staatsangehörigkeit der daran wirkenden Lehrer wesentlich verändert, und die um vierzig Jahre späteren Vorgänge, deren die Verfasserin im Vorwort gedenkt, scheinen auf eine Entfremdung hinzudeuten, an der nicht bloß das Erstarken der eigenen Kräfte, sondern auch die seither im Außern mehr von herrschenden Ansichten abhängig gewordene Entwicklung des deutschen Auslandes schuld sein mag. Aber im Grunde beruhte es ja damals wie jetzt auf einem bloßen Mißverständnis, wenn man in der deutschen Schweiz nicht „deutsch“ sein wollte

und will: man übersah die geistige Zusammengehörigkeit, weil man die staatliche ablehnte, die man heute abzulehnen mehr Grund hat als damals, wenn auch zu einer schroffen Ablehnung heute weniger als je Anlaß vorhanden ist. In Wirklichkeit sind wir jetzt in Sprache, Wissenschaft und Lebensgewohnheiten deutscher als vor vierzig Jahren — insbesondere schweizerdeutscher —: um so nötiger für die Erhaltung unserer staatlichen Eigenart wird es sein, daß zwischen deutschen und welschen Schweizern gegenseitig die strengste Billigkeit und Gleichberechtigung geübt werde.

Kleine Unrichtigkeiten in der Auffassung unserer Verhältnisse — z. B. eine „Schweizer Regierung und Burgerschaft“, einen Bundesrat Dubs in Zürich, einen Alters-Regierungspräsidenten (statt Alt-Landammann) Sidler in Zug, einen Bundespräsidenten Schenk, der das Anstellungsschreiben für eine kantonale Hochschule unterzeichnet, und einen „Erziehungsdirektor der Schweiz“, Dr. Kummer, der die Anstellung vollzieht — oder Verwechslungen wie eine Feuerwehr- (statt Feuerwerker-) Gesellschaft in Zürich, oder die uns bei Fremden längst geläufige von „Kleine Schanze“ und „Schänzeli“ in Bern — wollen wir der Verfasserin nicht zu hoch anrechnen, ebenso wenig einige stilistische Flüchtigkeiten, ihr vielmehr für diesen schönen Beitrag zur Geistesgeschichte, insbesondere der Schweiz, herzlich dankbar sein.

F. V.

Rainer Maria Rilke: Malte Laurids Brigge. Insel-Verlag, Leipzig.

Rainer Maria Rilke hat eine seiner schönsten Gedichtsammlungen „Das Buch der Bilder“ genannt. Ein Buch der Bilder sind auch Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, welche soeben gleichzeitig mit der dritten Auflage des „Stundenbuches“ im Insel-Verlag in Leipzig erschie-

nen sind. Auch hier gibt Rilke Eindrücke des Augenblickes, Stimmungsbilder, Träume aus vergangenen Zeiten. Dazwischen stehen Betrachtungen über das Leben und Sterben, über Gott, über die Liebe und über die Frauen. Wie scharf Rilkes Beobachtung des kleinen Lebens auf der Straße ist, zeigt etwa diese Impression: „Ein Kind in einem stehenden Kinderwagen: es war dick, grünlich und hatte einen deutlichen Ausschlag auf der Stirn. Er heilte offenbar ab und tat nicht weh. Das Kind schlief, der Mund war offen, atmete Jodiform, pommes frites, Angst. Das war nun mal so. Die Hauptsache war, daß man lebte. Das war die Hauptsache.“

Für Rilke aber ist das ganze Leben mit seinen tausendfältigen großen und kleinen Eindrücken nur eine Vorbereitung auf den Tod. Man könnte als Motto über diese Aufzeichnungen die letzten Worte setzen, mit denen Ingeborg dem kleinen Malte von seiner sterbenden Mutter erzählt: „Stell Dir vor, sie sagte: „Ich mag nicht mehr“; sie, die uns alle froh machte. Ob Du das einmal verstehen wirst, wenn Du groß bist, Malte? Denk daran später, vielleicht fällt es Dir ein. Es wäre ganz gut, wenn es jemand gäbe, der solche Sachen versteht.“ Und in diesem Sinne spricht das Buch von den Enttäuschungen des Lebens, von der Einsamkeit des Menschen, von der Größe des Todes. Malte Laurids Brigge mußte sich zuletzt selbst eingestehen, daß niemand auf der Welt wußte, wer er eigentlich war, daß sie ihn alle gar nicht meinten, wenn sie ihn liebten oder haßten; denn sie alle kannten nicht sein inneres Wesen. Die Einsamkeit des Künstlers durchschauerte ihn. Aber er lebte sein eigenes Leben zu Ende, um einstmals einen eigenen Tod zu haben. Vom Tode spricht letztlich jedes Wort dieser Aufzeichnungen. Sie erzählen von Menschen,

die noch den Wunsch hatten, einen eigenen Tod zu haben. Und schildern diesen Tod. Die Menschen werden uns vielfach nur vorgeführt, um vor unseren Augen zu sterben. Und keiner von ihnen allen stirbt fabrikmäßig, banal, ohne Umstände, keiner von ihnen stirbt, wie es gerade kommt, stirbt den Tod, der zu seiner Krankheit gehört. Die Menschen Rilkes haben den Tod in sich wie die Frucht den Kern. Die Frauen haben ihn im Schoß und die Männer in der Brust. Und dieses Gefühl des eigenen Todes gibt ihnen eine eigentümliche Würde und einen stillen Stolz.

K. G. Wndr.

Friedrich Spielhagen: Ausgewählte Romane. Volksausgabe. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Im Jahre 1907 feierte der Verlag von Staackmann das fünfzigjährige Schriftstellerjubiläum Spielhagens — seine erste Novelle „Clara Vere“ war 1857 erschienen — durch eine billige Volksausgabe einiger der bekanntesten Romane des Dichters. Ich habe diese Edition, welche die Werke „Problematische Naturen“, „Sturmflut“, „Was will das werden?“, „Sonntagskind“, „Stimme des Himmels“, „Opfer“ und „Frei geboren“ umfaßt, in Nr. 20 des zweiten Jahrgangs der „Berner Rundschau“ ausführlich gewürdigt. Mit großer Freude ist jetzt das Erscheinen einer zweiten Serie dieser Volksausgabe zu begrüßen, weil sie einerseits zusammen mit der ersten Serie ein abgerundetes Bild des dichterischen Lebenswerkes Spielhagens gibt, und weil sie andererseits beweist, welche Liebe das Publikum dem Dichter der „Problematischen Naturen“ noch immer entgegenbringt. Diese zweite Serie umfaßt einige der besten Werke Spielhagens: „In Reih und Glied“, „Hammer und Amboß“, „Was die Schwalbe sang“, „Platt Land“, „Quisjana“, „Noblesse oblige“, und eine Auswahl kleiner Ro-

mane des Dichters. Längst sind die Zeiten vorüber, in denen die Moderne nach dem Vorbild der Brüder Hart über Spielhagen den Stab brechen zu müssen glaubte. Unauslöschlich lebt in uns allen die imponierende Persönlichkeit dieses wahrhaft liberalen Mannes, die sich so mächtig in seinen Werken wieder spiegelt, und gerade in diesen Tagen, in denen eine in Nebeldünsten erstickende Neuromantik in den letzten Zügen liegt, sehnen wir uns nach einem Dichter vom Holze Spielhagens, in dessen Werken sich alle Konflikte, alle Forderungen und Wünsche, alle Sorgen und Leiden seiner Zeit wieder spiegelten. Wenn selbstverständlich unsere Kunst seit dem Erscheinen dieser Werke auch erheblich vorwärtsgeschritten ist, wenn diese Romane also auch unseren ästhetischen Forderungen in vielen Punkten nicht mehr entsprechen, so bleiben sie doch immer interessant und von größter Bedeutung, weil sie in künstlerischer Form das Bild einer wichtigen Zeit und einer ihrer charakteristischen Persönlichkeiten festhalten. Durch den billigen Preis hat es der Verlag allen ermöglicht, sich die Werke Spielhagens anzuschaffen und in ihren Bücherschrank zu stellen. So bildet diese Volksausgabe das schönste Denkmal, das dem Dichter gesetzt werden konnte.

K. G. Wndr.

Wilhelm von Gwinner: Schopenhauers Leben. Dritte neugeordnete und verbesserte Ausgabe. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1910.

Das schönste Denkmal setzte an Schopenhauers fünfzigstem Todestag dem großen Philosophen der Verlag Brockhaus, indem er Gwinners Biographie Schopenhauers neu herausgab. Gwinner ist der einzige noch lebende Freund des einsamen Denkers. Ursprünglich war sein Buch nur ein Denkstein. In der zweiten Ausgabe war umfängliches und sehr wichtiges Material aus dem Nach-

laß hinzugekommen. Immer aber blieb das Buch, wie schon der Titel sagt, eine Beschreibung von „Schopenhauers Leben“. Jetzt hat Geheimrat Gwinner seine Biographie einer neuen Bearbeitung unterzogen. Mit Sorgfalt und Zuverlässigkeit hat er alle Ergebnisse der Schopenhauer-Forschung berücksichtigt. So ist diese Biographie wieder eines der wertvollsten Bücher der gesamten Schopenhauer-Literatur geworden, da sie auf Originalmitteilungen und autobiographischen handschriftlichen Aufzeichnungen des Philosophen beruht, die teilweise nicht mehr existieren und keinem andern Forscher vor Augen gekommen sind. In diesem Werke lebt die machtvolle Persönlichkeit Schopenhauers, wie sie sich in dem Herzen eines Freundes, der selbst ein Mann von eigenstem Gepräge war, spiegelte. Freilich kommt der Philosoph in dieser Darstellung ein wenig zu kurz. Beigegeben sind dem einfach und geschmackvoll ausgestatteten Buche ein Jugend- und ein Greisenporträt Schopenhauers und zwei Bilder seiner Eltern, der Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer und des Danziger Großkaufmanns Heinrich Floris Schopenhauer. Ein Porträt des von Arthur Schopenhauer sein Lebenlang so hochverehrten Vaters wird hier zum ersten Male veröffentlicht.

K. G. Wndr.

E. von Handel-Mazzetti: Die arme Margaret. Jos. Kösel, Verlag, Kempten i. Allgäu.

Enrika von Handel-Mazzetti schrieb den Roman „Jesse und Maria“ und war berühmt. Sie trat mit diesem Werke, einer der bedeutendsten historischen Dichtungen der deutschen Literatur überhaupt, sogleich in die erste Reihe unserer lebenden Schriftstellerinnen. Ihrem neuen Buche „Die arme Margaret“ hat sie den Untertitel „Ein Volksroman aus dem alten Steyr“ gegeben.

Wieder ist es ein historischer Roman, der das zur Gewißheit macht, was jenes Werk hoffen ließ: daß der geschichtliche Roman in E. von Handel-Mazzetti eine Vertreterin gefunden hat, wie wir sie seit Conrad Ferdinand Meyer nicht mehr besessen haben. „Die arme Margaret“ erduldet ihre traurige Märtyrergeschichte in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, da die Pappenheimer über Deutschland herrschten. Mit einer geradezu unerhörten Kraft ist das Leben und die Kultur jener Zeit geschildert, während zugleich die stark archaisierende Sprache dem Zeit- und Lokalkolorit wunderbar angepaßt ist. Und inmitten dieses grandiosen Kulturbildes spielt sich das Drama zwischen der jungen, schönen Margarete und dem tapfern Leutnant Herlibert ab, der sterben muß, weil ihn der Satan ein einziges Mal verführt hat. Mit einer atemraubenden Spannung wird die Handlung zu ihrem tragischen Ausgang geführt. Wenn es Handel-Mazzetti gelingt, sich von ihrer mittelalterlich katholischen Freude an Märtyrergeschichten zu befreien, für die wir letztlich kein angeborenes menschliches Verständnis mehr haben, so werden ihre Romane bald zu den meistgelesenen und tiefstbewunderten Büchern unserer Zeit gehören.

K. G. Wndr.

Emil Hügli: *Loedende Gluten.* Neue Novellen, Verlag von W. Schäfer, Schkeuditz-Leipzig 1910. Preis br. Mk. 3, elegant in Leinwand geb. Mk. 4.

Der feinsinnige, stimmungsreiche Lyriker Emil Hügli hat uns in der letzten Zeit seines prosaischen Schaffens nicht eben mit Meisterwerken verwöhnt. Um so lieber ergreift man daher die mit diesem neuen Novellenbuche seiner Hand gebotene Gelegenheit zu einer aufrichtigen, ermunternden, wenn auch weder rückhaltlosen, noch völlig uneingeschränkten Anerkennung seiner diesmaligen

Spenden. Sie zeigen einen inhaltlich wie formell gleich erfreulichen Aufschwung, gewissermaßen ein Sichbesinnen auf das eigene künstlerische Gewissen und Empfinden, vor allen Dingen ein fast durchgehends wahrnehmbares, wohlthuendes Verzichten auf die volkstümlichem Geschmack — und leider nicht dem hochstehendsten — angepaßten Effektmittel von etwas abgegriffen billiger Art. Heute ist es wieder, zum weitaus größten Teile wenigstens, Dichtung, was uns diese fünf Erzählungen bieten, poetisches Gestalten vornehmer und ernsthafter Natur. Die zwei ersten Novellen scheinen mir in jeder Beziehung die bedeutendsten und wertvollsten zu sein. Die Entwicklungsgeschichte der Liebeslust und Liebespein im Herzen „Schwester Terejas“ ist uns als würdiger Beitrag zu dem seinerzeit (1903) erschienenen Bande — es ist leider bisher immer noch der einzige geblieben! — des schweizerischen Dichterbuches noch in vorteilhafter Erinnerung. Auch die, bis auf geringe Verstöße gegen ein gewisses weises Maßhalten in der Zeichnung der Charaktere, so meisterhaft gelungene, von feinfühligem psychologischem Erfassen der Kinderseele zeugende kleine Schülertragödie „Ein abgebrochenes Reis“ darf sich neben manchem Tüchtigen, was auf diesem Gebiete von anderen Zeitgenossen schon geleistet worden ist, in ihrer aparten, eigenartigen Erfindung noch gut und gern sehen lassen. Ungleich schwächer in der Bemeisterung und Darstellung des gewählten, ja freilich etwas heiklen Motives mutet dagegen „Der letzte Schritt“ an, wo ein vielleicht doch nicht völlig unvermeidbarer Systemzwang dem Sdeengange des vorgefaßten Planes zuliebe zunächst einen Maupassantschen Novellenband, dann die unglücklich liebende Pförtnerstochter Stine und endlich auch noch die fast krankhaft überfeinempfindende Gestalt der Heldin Henriette in ihrer Hochzeitsnacht den „Loeden-

den Fluten“ in die bereitwillig geöffneten Arme treibt. Das ist eines jener Beispiele von Übertreibung und Übermaß, denen wir in den Hüglichten Schöpfungen, speziell auf novellistischem Gebiete, leider da und dort begegnen müssen. Sie müssen beachtet und gerügt sein; aber sie werden uns deshalb doch auch nicht blind machen für die Vorzüge und besseren Qualitäten, die solchen kleineren konstruktiven Verirrungen, sie gründlich aufwiegend, zur Seite stehen. Schon die beiden letzten Stücke der Sammlung zeigen, wenn sie auch unseres Erachtens nicht mehr auf der vollbürtigen Höhe der zwei erstgenannten Erzählungen stehen, immerhin wieder eine Fülle von geschickt verwendeten Erfindungselementen und eine kraftvolle, farbenfreudige Silderungsgabe, denen wir manchen geringfügigen, weniger gelungenen Zug zugunsten des erfreulichen Gesamteindrucks füglich zugute halten dürfen. Das in satten Farben gehaltene heimatliche Lokalkolorit in der schlichten ergreifenden Bekehrungsgeschichte vom Tode zum Leben, wie sie der Holzschnitzer Daniel in „Das Sterbe Gesicht“ (der einzigen versöhnenden und nicht tödlich ausgehenden Novelle des Buches) zu seinen größten Erlebnissen zählt, mag viele Leser besonders reizvoll berühren, während andere das in die glühenden Töne südländischer Naturschönheit und Lebensfreude getauchte Bild aus dem venetianischen Künstlerdasein historischer Tage „Angela“ vielleicht mehr ansprechen wird. Immer aber sind es mit einer entschieden künstlerischen Formbegabung gezeichnete Seelen- oder Charaktergemälde, ausgestattet mit einer Reihe beachtenswerter, intimer Einzelzüge, die uns das gründliche Vertiefen des Verfassers in verlockende, psychologische Probleme, seine scharf beobachtende, verständnisvolle und liebevolle Menschenkenntnis bekunden. Wenn sich Hügli als Novellist bei seinem weiteren Schaffen immer mehr auf den Boden solider,

gegenwärtiger Lebenserkenntnis stellt und auch sich vor einem jetzt hier und da noch störend auftretenden Zuviel des inneren oder äußeren Gestaltens in seinen künftigen Schilderungen mit gewissenhafter Selbstzucht und stilistischer Sorgfalt zu hüten versteht, so wird er binnen kurzem zum Range eines unserer besten, volkstümlichsten und beliebtesten einheimischen Erzählers sich emporgearbeitet haben! Und je mehr heutzutage an ein solches Ziel zu kommen streben, um so größer ist das Verdienst und der Preis, es in dauernder, fortschrittlicher Entwicklung seiner dichterischen Anlagen glücklich dereinst erreicht und erlungen zu wissen!

Dr. A. Sch.

Carl Camenisch: Im Banne der Alpen. Goethe, Scheffel und C. F. Meyer in Graubünden. Chur 1910, Kommissionsverlag von F. Schuler. Preis Fr. 1.65.

In drei anregend geschriebenen, fesselnden kleinen Aufsätzen hat uns der Verfasser des vorliegenden Büchleins die menschlichen und künstlerischen Beziehungen dargestellt, in welchen drei große Dichtungsmeister zur uralten und doch ewig jungen Schönheit unserer Bündner Berge standen. Niemand wird diese von umsichtigem Studium und eigener warmer Liebe zum behandelten Gegenstand beredt zeugenden Abhandlungen aus der Hand legen, ohne mannigfache Belehrung empfangen und manchen schätzenswerten neuen Einblick in das Empfindungsleben und die poetische Werkstatt dieser drei „bergfrohen“ Dichternaturen getan zu haben. Der letzte der drei Aufsätze: „C. F. Meyer in den Bündner Bergen“ gibt einen willkommenen Beitrag zur Kenntnis unseres gefeierten Schweizer Dichters, aber auch die beiden vorhergehenden Studien „Goethe als Prophet des alpinen Wintersports“ und „F. W. Scheffel und das Engadin“ bieten Aufschlüsse und literaturgeschichtliche Ergeb-

nisse, die teils ein aktuelles, neuzeitliches Interesse befriedigen, teils die lebenswürdige Gestalt des Sängers der „Lieder eines fahrenden Schülers“ uns immer näher rücken und vertrauter machen. Das schlichte, aber inhaltreiche Schriftchen sei allen unseren schweizerischen Literaturfreunden zur eigenen, lehrreichen Erholung lebhaft empfohlen!

Dr. A. Sch.

Goetheliteratur. Eugen Wolff, Mignon (C. S. Beck'sche Verlagshandlung München). Max Morris. Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. in Stuttgart). Karl Heinemann. Goethes Mutter. Achte Auflage (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig).

Die Goetheforschung neuester Zeit hat wertvolle Arbeiten zutage gefördert. So hat vor allem der Kieler Literaturhistoriker Eugen Wolff in seinem Buche „Mignon“ einen bemerkenswerten Schritt in ein von den Goethephilologen noch wenig betretenes Gebiet getan und den „Wilhelm Meister“ in seiner Entwicklungsgeschichte verfolgt. Wertvoll ist das Buch in allen seinen Teilen, selbst da, wo der Forscher Wolff, auf den Spuren nach dem Urbild Mignons, durch falsche Wegweiser irregeleitet wird. Außerst wertvoll, ich wiederhole es, weil auf seiner für die Kritik der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte „Wilhelm Meisters“ so bedeutenden Grundlage von nun an aufgebaut werden kann.

Auch möchte ich die Bedeutung des Buches nicht nur auf den „Wilhelm Meister“ allein beschränken, sondern sie auf den Erziehungsroman überhaupt und seine Entwicklung nach dem großen Goetheschen Vorbilde, ausdehnen.

Wichtig für den Roman „Wilhelm Meister“ ist vor allem seine Entstehung. Lassen

wir die nicht aus den Augen, verfallen auch alle die Hypothesen, welche die Goetheforschung für das Urbild der Gestalt Mignons aufstellte, und unter diesen vor allem jene, von der Art der von dem bekannten neapolitanischen Goetheapostel Zaniboni jüngst wieder aufgestellten Vermutungen, nach welchen der Gardasee die wahre Heimat Mignons sein sollte, und die dann auch, billig schlussfolgernd, in der Zitronenzucht an den Ufern des Gardasees die Heimat des Liedes „Kennst du das Land . . .“ erblicken möchte. Schon die äußere Entstehungsgeschichte des Romans widerlegt eine solche Annahme. Goethe brachte den Roman ja nicht aus Italien nach Weimar, sondern trug ihn, umgekehrt, aus Weimar nach dem Süden, um ihm, zugunsten der „Iphigenie“ während der italienischen Reise nur beiläufige Aufmerksamkeit zu schenken. Als Beweisführung genüge der Hinweis auf Goethes Briefe an Frau von Stein; sie sind ja nach wie vor die zuverlässigste Quelle für die Entwicklungsgeschichte des „Wilhelm Meister“ geblieben.

In den Mittelpunkt seines, der Goetheforschung nun unentbehrlich gewordenen Werkes, stellt auch Wolff die Mignonfrage. Auch Wolff löst das Problem nicht, ja er kommt der Lösung nicht einmal wesentlich näher. Seine positiven Behauptungen kommen nur zu einem negativen Resultat, indem seine Ansicht, Mignons Vorbild in Beziehungen zur Sängerin Schmeling, den Namen in Beziehung zu deren Gatten, dem Cellisten Mara, dem „Mignon“ zu bringen, eine solche Vermutung nur vom Mignonproblem ausschalten könnte. Daran aber liegt auch ein Verdienst der Forschung.

Wer aber in Zukunft zu Goethes „Wilhelm Meister“ greift, wird, als besten Kommentar, in Wolffs sorgfältige und eindringliche Arbeit sich vertiefen müssen.

Während Wolffs Buch an eine größere

Gemeinde sich wendet, wird des Goetheforschers Max Morris rein philologische Arbeit an einen engern Kreis gebunden sein. Morris frisch in seinen Untersuchungen eine Ansicht wieder auf, daß an dem berühmten Jahrgang 1772 der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ nicht Goethe, sondern Herder der Hauptanteil zukomme, und weist in eingehenden Begründungen und im Gegensatz zur bisherigen wissenschaftlichen Kritik Herder nicht nur wie es bisher üblich war, fünfzehn, sondern die meisten jener Rezensionen zu Morris' Urteile nachzuprüfen ist hier Gelegenheit gegeben. Der erste Teil des Bandes enthält die ursprünglichen Texte, im zweiten Teil folgt die Beweisführung. Damit freilich ist auch diese viel umstrittene Frage noch nicht gelöst, vielmehr aber in ein akutes Stadium gestoßen worden.

Ein Werk, das eigentlich nicht unter dem Sammelbegriff der Goetheliteratur gefaßt, seine Freunde zu suchen hat — und daß es ganz alleine den richtigen Weg gefunden, beweist diese achte, verbesserte Auflage — ist Karl Heinemanns Buch „Goethes Mutter“.

Wer der herrlichen Frau Aja begegnet, und anläßlich ihres hundertsten Todestages war ja mannigfache Gelegenheit zu einer Begegnung geboten, der wird ihr immer frohen Herzens entgegengehen. Nicht nur weil sie die Mutter Johann Wolfgangs ist. Nicht weil ein Lichtstrahl ihres großen Sohnes auf sie gefallen. Nein, diese Elisabeth Tector, diese Frau Kat und diese Mutter Aja, ist eine so starke Persönlichkeit, daß sie auch ohne den großen Sohn, frei, in der Welt stehen kann. Schon ein Blick in jene seltsam kostbaren Briefe Frau Ajas an ihren Freundeskreis führt uns in ein Heiligtum, nicht nur weil sie eine unverfügbare Quelle von Heiterkeit, Anmut und Frische sind, sondern Leben und Schicksale und Mutterglück einer stolzen, bescheidenen Frau, die nichts höheres

als eben dies Glück kannte, in ihrer unverfälschten Ursprünglichkeit erquickend, enthalten.

Nur eine Frau Aja hat es gegeben. Und dieser einen widmete Karl Heinemann sein Werk, das uns neben dem Lebensbild der Mutter auch ein Bild aus des Sohnes Jugendzeit entrollt. Je mehr Auflagen dieses Werk erlebt, um so frischere Lebenskraft geht von ihm aus, und ich meine eben dieses vom Verlag so prächtig ausgestattete Buch müßte in jeder Bibliothek zu finden sein. M. R. K.

Zwei Dichterbücher. Aus dem Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn.

Seit dem Schweizerischen Dichterbuch vom Jahr 1903 ist keine Anthologie unserer Schweizer Dichter mehr erschienen. Sehr schmerzlich ist dieser Ausfall nicht empfunden worden: Unserestarken Dichter benötigten nicht das Protektorat zweier Herausgeber; denn noch kein Talent blieb bei uns unentdeckt. Unter andern Bedingungen als das Schweizerische Dichterbuch tritt das von dem für unsere Schweizer Literatur so rührigen Verlag Eugen Salzer in Heilbronn herausgegebene Schweizer Novellenbuch „Unterm Firnelicht“ an seine Leser heran. Das ist endlich einmal eine Sammlung echter Schweizerliteratur. In diesem Buche liegt der Duft des blauen Enziankranzes, der den schroff aufragenden Schneeberg des Titelblattes umschließt, liegt auch das Schweizerische, das Anna Fierz in ihrer geschickten Einleitung „Schweizerdichter von heute“ herauszuschälen versucht. Daß eine verständnisvollere, feinsinnigere Einleitung hätte geschrieben werden können, glaube ich kaum; Anna Fierz erfaßt das Wesen unserer heutigen Literatur so tief als es überhaupt nur empfunden werden kann. Als Beweisstücke dafür seien nur die Worte herbeigezogen, die Anna Fierz Gottf. Keller, C. F. Meyer, Adolf Frey und Carl Spitteler widmet.

Den Reigen der sechzehn Schweizer eröffnet Carl Albrecht Bernoulli mit der

stimmungsvollen Novelle „Die Schwalbe des Leonardo“, ihm folgt der Zürcher Jakob Boshart mit einem ergreifenden Bild aus der Zeit des Reiselaufens. Adolf Frey erweckt in uns die Hoffnung, daß sein einem ungedruckten Roman entnommener „Zweikampf der Damen“ uns recht bald in Buchform begegnen möge, denn ich glaube in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß wir auf den Epiker Adolf Frey große Erwartungen setzen dürfen. Neben Paul Irgs Skizze „Der Hut im Wasser“ finden wir Isabella Kaiser; sie, die ja im letzten Winter hoffnungslos an der Grenze des Lebens gestanden hat, schreibt die trüben Erinnerungen an jene Stunden nieder und jubelt zugleich dem „Erwachen“, dem neuen Leben entgegen. Hermann Kurz' „Der Taube Hannes“ und Meinrad Lienerts „Landstraße“ führen uns wieder in die Eigenarten dieser beiden Dichter, auch in die tiefen kraftstrogenden Schönheiten ihrer Erzählungskunst; nicht weniger Fritz Marti in seiner Geschichte „Fortunatus Gesinde“, die von gesundem Humor und stiller Wehmut durchzogen ist. Felix Möschlins Novelle „Der goldene Schuh“ spielt wie des Dichters Roman „Die Königsmieds“, in Basels nächster Nähe, bei Mariastein. Jakob Schaffner, Carl Spitteler und J. B. Widmann lieferten Beiträge, denen wir schon früher irgendwo begegneten. Schaffner die seelentiefe Novelle „Das Kind“, Spitteler ein Stück aus „Conrad der Leutnant“, Widmann „Das Haus der Klage“. Der junge Berner Albert Steffen, der mit seinem Erstling „Ott, Alois und Werelsche“, diesem gefühlvoll poetischen Roman, viele Hoffnungen auf sich lenkte, erzählt und in seiner humorvoller Art von der „Unschuldsmilch“ und dem verrückt gewordenen Coiffeur, Rudolf von Tavel, der markige berndeutsche Erzähler, zeichnet uns in

seiner schriftdeutschen Novelle „Das Agizli“ die selten tief gefaßte Gestalt Fritz Reckhalters, dieses Elenden unter den Armen. Lisa Wenger, die Baslerin, stellt uns in der ergreifenden Erzählung „Pfarrer Saller“ mitten in den Kampf zwischen Kirche und Vaterliebe (allerdings auch in den Kampf, den die Dichterin anscheinend noch immer mit dem Imperfekt des Verbuns „Fragen“ zu kämpfen hat), und Ernst Zahn, schließt als letzter den Reigen mit der Erzählung „Rosen“, mit welcher dieses schöne Buch schweizerischer Art und Kunst still und weh ausklingt.

Und ebenso freudig wie das schweizerische Novellenbuch dürfen wir die „Sieben Schwaben“ bei uns willkommen heißen. Nicht nur weil die süddeutsche Welle an die Grenzen unseres Landes brandet, die eine oder die andere sogar über unsere Grenzen schlägt, sondern auch weil uns die aufrechten schwäbischen Dichter zu guten Freunden geworden sind. So gehört dieses Dichterbuch neben das schweizerische, ja, es bildet in gewisser Beziehung seine Ergänzung. Nur den Namen Hermann Hesses brauche ich zu nennen, um sogleich alle Zusammenhänge herauszufinden, der sich ja nicht nur durch seinen „Peter Camenzind“ das schweizerische Heimatrecht erworben hat. Wie anmutig plaudert Hesse doch von der Geschichte seiner alten Novalisausgabe und welcher liebe Herzensgeschichte zaubert er uns aus dem Löschpapier dieser beiden Sedezbände; die so überreich sind an Erinnerungen. Hesses Freund und Nachbar, der Rosendoktor Ludwig Finckh, dieser fröhliche Lyriker und sinnige Erzähler, läßt uns von einem prächtigen schwäbischen „Inselfrübling“ vorplaudern. Diesen beiden folgen vier andere Schwaben von echtem Schrot und Korn: Heinrich Lilienfein, der Dramatiker, mit seiner schweren, wuchtigen Novelle „Die beiden Letzten von Laufach“, Anna Schieber mit ihrem

„Kartäuser“, Wilhelm Schussen, der vielversprechende Humorvolle unter den jungen Schwaben mit der lustigen Geschichte der beiden ehemaligen Schulfreunde „Häbich und Hönerlein“, schließlich Auguste Supper, deren Erzählung „Begegnung“ den Band beschließt. Aber noch einen Schwaben treffen wir hier: Casar Fleischlen, der in seiner Plauderei „Von Daheim und Draußen“ und in der künstlerischen Formlosigkeit seines rhythmischen Stils wohl den persönlichsten Beitrag zu diesem Buch geliefert hat.

Die geistvolle Einleitung zu diesem Dichterbuch schrieb Theodor Heuß. Er spricht „Vom jungen Schwaben“, dessen Dichter und Dichtkunst er in ihrer innersten Eigenart erkennt.

Beide Dichterbücher, deren Heimat jedes Schweizerhaus werden sollte, hat der Verlag sorgfältig ausgestattet, nicht nur äußerlich: zwischen die einzelnen Erzählungen finden wir die Bildnisse der Dichter eingestreut.

Dr. M. R. K.

Publikationen des Vereins für Verbreitung guter Schriften. Mit besonders dankbaren und anerkennenden Empfindungen darf man jeweilen die Veröffentlichungen dieses echt volkstümlichen und vaterländischen Unternehmens begrüßen, das, wie uns scheinen will, gerade mit den in den letzten Jahren gespendeten Gaben eine erfreulich glückliche Wahl getroffen und einen hervorragend feinen Spürsinn für das bildende und genußreiche und dabei doch literarisch wertvolle und gediegene Element in unserm nationalen Dichtungsschatze bekundet hat. So heißen wir heute auf dem reichlich und lecker besetzten Volkstische wieder einige der neuesten Darbietungen mit großer Genugtuung willkommen. Die Sektion Bern hat als Nr. 76 die meisterhafte Novelle Walter Siegfrieds, eine der besten Erzählungen,

die dieser begabte Schriftsteller verfaßt hat, die unendlich reizvolle und liebenswürdige Geschichte von der schlichten Treue der Nähterin „Gritli Brunnenmeister“ besichert. Als würdiges, wenn auch anders geartetes Seitenstück dazu bietet uns die Zürcher Sektion mit Nr. 77 Ilse Trapani-Akunians Erzählung „Milch und Blut“, die letzte dichterische Leistung dieser Frau, das feinfühliges Vermächtnis einer edlen, den jüngsten Bestrebungen für Kinderschutz mit Eifer und Liebe zugewandten Poetennatur. Das Thema ihrer künstlerisch dadurch vielleicht etwas beeinträchtigten Geschichte ist denn auch diesem Gebiete der Kinderfürsorge entnommen und deutlich im Sinne der Menschenfreundlichkeit durchgeführt. Sie gibt uns gleichzeitig ein getreues Abbild von den sozialhumanen Bestrebungen und Gesinnungen der so tragisch aus einem arbeitsreichen Leben abgeschiedenen Autorin. Endlich kann uns die Berner Sektion — ein lebhafter Beweis des Anklanges, den diese außerordentlich beliebte Erzählung überall gefunden hat — Heinrich Zschokkes „anmutige und wahrhafte Geschichte für Schule und Haus“ „Das Goldmacherdorf“ (Nr. 23) auf vielseitiges Verlangen — wie das Vorwort bemerkt — bereits zum zweiten Male auflegen. Von dem bekannten Aarauer Schriftsteller, der es so wohl verstanden hat, in seinen Volksschriften einen anregenden und leichtverständlichen Ton zu treffen, sind schon einige Erzählungen als Vereinschriften erschienen, woran man hier vielleicht nochmals erinnern darf. So hat die Zürcher Sektion (Nr. 11) „Meister Jordan oder Handwerk hat goldenen Boden“, die Berner Sektion (Nr. 52) „Kleine Ursachen“ und (Nr. 58) „Der Millionär“, endlich die Basler Sektion drei Erzählungen, die zu seinen Meisterstücken zählen, nämlich „Der Frühling im Jura“ (Nr. 58), „Die Rose von Disentis“ (Nr. 63)

und „Der tote Gast“ (Nr. 76) veröffentlicht, und es ist gewiß kein bedeutungsloser Zufall, daß gerade dieser Autor mit seinen Gaben bei den Vereinschriften besonders stark vertreten ist. Mögen dieselben sich auch künftig in der klugen Wahl des geeigneten Lesestoffes auf der bisher erreichten stattlichen Höhe halten und auch von seiten unseres Volkes die dankbare Anerkennung empfangen, die ihm gebührt!

Dr. A. Sch.

Albert Gobat. *Le cauchemar de l'Europe.* Pour l'Alsace-Lorraine. Pour le désarmement. Pour la Paix. Strasbourg et Paris 1911.

Einer der wärmsten Vorkämpfer der Friedensidee veröffentlicht hier einen eindringlichen Appell an Deutschland, Europa von dem steten durch den Frankfurter Friedensschluß herausbeschworenen Schreckgespenst des europäischen Krieges zu befreien. Als ein moderner Marquis Posa stellt er sich vor Wilhelm II. und fordert die vollständige Autonomie für Elsaß-Lothringen. A. Gobat ist ein Idealist, der mit jugendlicher Begeisterungsfähigkeit spricht, aber kein Träumer und Schwärmer; er ist ein ergrauter Politiker, der am eigenen Leibe oft genug die Widerstände empfinden mußte, die solchen Vorschlägen entgegentreten. Hart und rücksichtslos schleudert er Deutschland seine Anklagen entgegen, ohne aber in den Ton des Pamphletisten zu fallen. Wahrheiten und Schlußfolgerungen, die nicht immer erfreuen, aber

überzeugen und nachdenklich stimmen. Es ist eine Stimme, die Beachtung verdient und von allen gehört werden sollte. Wenn die ausgestreuten Samenkörner auch auf harten Feldboden fallen werden, sie werden doch nicht ganz umsonst ausgestreut sein und der Friedensidee, die hier eine scheinbar verlockend greifbare Gestalt erhält, viele neue Freunde werben.

Bloesch

Der Berner Maler Albert Anfer. Ein Lebensbild von A. Ryk, Pfarrer. Bern, Verlag von Stämpfli & Cie., 1911.

Ein Studienfreund des Verstorbenen, dem auch eine seltene Spanne Leben vergönnt ist, plaudert in liebenswürdiger Weise von den äußern Ereignissen, die die Entwicklung des Malers begleitet und gefördert haben. „Es ist freilich nicht ein Leben voll spannender Ereignisse; einfach und schlicht sind seine Jahre dahingeflossen; aber es ist das Leben eines Mannes, welcher mit den ihm anvertrauten Pfunden treu und mit unausgesetztem Fleiße gearbeitet und darum auch Großes zustande gebracht hat“. Es ist nach Inhalt und Ton ein reizendes Büchlein geworden, anspruchslos, aber um so ansprechender und jedem warm zu empfehlen, der den Meister zu Ins aus seinen Werken lieb gewonnen hat; der Einblick in seine Menschlichkeit wird ihm den prächtigen ganzen Mann noch näher bringen.

Bloesch

An unsere Mitarbeiter, Leser und Freunde

Mit 1. Juni dieses Jahres tritt Herr Dr. Hans Bloesch, der unsern Lesern kein Unbekannter mehr ist, in die Schriftleitung der Alpen ein. Verantwortlich für den Inhalt bleibt nach wie vor der unterzeichnete Herausgeber.

Bern, 15. Mai 1911.

F. D. Schmid

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: Franz Otto Schmid. Schriftleitung: Dr. Hans Bloesch. Alle Zusendungen sind unpersönlich an die Schriftleitung „Die Alpen“ in Bern zu senden. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.